

Die Religion der „Heiligen Natur“

Freud und Jung – der bleibende Bruch

■ SUSANNE HEINE



Susanne Heine ist Universitätsprofessorin und Vorstand des Instituts für Praktische Theologie und Religionspsychologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, davor in Zürich. Österreich-Koordinatorin des Sokrates-Netzwerks für Religionspsychologie. Arbeitsschwerpunkte: religionspsychologische Grundlagenforschung, Gender Studies, interreligiöser Dialog mit dem Islam.

Sigmund Freud (1856–1939) verstand sich als Moses, der das gelobte Land der neuen Psychiatrie auf psychoanalytischer Basis nur noch von Ferne werde sehen können. Er hatte aber gehofft, in C.G. Jung (1875–1961) seinen Josua gefunden zu haben, der das Neuland betreten und die Entdeckungen im weiten Land der Seele fortführen und etablieren würde. Dass es zur großen Enttäuschung beider 1913 zum definitiven Bruch kam, hatte vielerlei Gründe; zutiefst lag dies wohl darin, dass sich die Konzepte der beiden auseinander entwickelt hatten. Zwar wusste Freud, dass der „Intellekt leise“ ist, wie auf seinem Gedenkstein vor der Wiener Votivkirche zu lesen ist; aber er traute der Vernunft immerhin zu, in das Wechselspiel von Trieben und heteronomen Forderungen der Gesellschaft regulierend einzugreifen, das Es und das Überich zu steuern. Letzten Endes entsprach seine Anthropologie dem biblischen Menschenbild, das im Buch Genesis gezeichnet wird:¹ Der Mensch, der sich seiner Animalität schämt und um die Erkenntnis von Gut und Böse ringt, ist eben der Mensch, der sich seiner Triebhaftigkeit bewusst ist und mit ihr umzugehen versucht. Freud bezeichnete sich selbst zwar als gottlos, stand aber in der Tradition seines Judentums und bekannte sich auch dazu.

Jung hingegen trat dafür ein, dass die Seele von Natur aus religiös sei, denn er meinte in der „göttlichen Natur“ eine höchste Instanz gefunden zu haben, die das mühsame Ringen des Ichs überflüssig macht, würde dieses nur bereit sein, auf die Botschaften der Natur zu hören. Diese Art von Religiosität ist mit einer vehementen Kritik an den Gotteskonzepten der abendländischen Religionen verbunden. Jung tritt nicht weniger religionskritisch auf als Freud, wenn auch auf eine andere Weise. Das wird häufig übersehen, so dass die Seelenkonzepte und Psychotherapien, die auf einem solchen Naturverständnis basieren, das sich bei Jung, aber auch in der Humanistischen Psychologie findet, vorschnell als mit Theologie und Seelsorge kompatibel eingeschätzt werden. Dennoch hat das Bedürfnis nach dem ordnenden Walten der Natur durchaus begreifliche Gründe.

Die Naturgläubigen auf dem Vormarsch

Vor einem Jahrzehnt hat der Berliner Praktische Theologe Klaus-Peter Jörns eine unerwartete Entdeckung gemacht. In seiner empirischen Untersuchung „Die neuen Gesichter Gottes“ ist er mit einigem Erstaunen auf einen Glaubenstypus gestoßen, den er mit dem Begriff „transzendenzgläubig“ charakterisiert. Denn dieser Typus kann mit der Vorstellung von einem persönlichen Gott nichts anfangen; vielmehr gilt die a-personal gedachte Natur als dominantes Wirkungsfeld transzendenter Mächte, die überall, im ganzen Kosmos, auch im Menschen, wirken als kosmischer Geist oder außermenschliche Kräfte und Energien. Diese würden sich in Träumen oder Visionen äußern, und der Kontakt mit ihnen durch meditative Praxis schaffe ein seelisches Gleichgewicht, um ein Leben durchzustehen, dessen Endlichkeit nicht bedauert wird.²

Wie wenig dieser Naturbegriff mit dem in unserer Kultur gängigen naturwissenschaftlichen Denken zu tun hat, lässt sich daran erkennen, dass menschlichem Handeln, politischen Aktivitäten und technischem Zugriff wenig oder nur Destruktives zugetraut wird. Die Natur sei gut, aber der Mensch das Problem; er sei destruktiv, da ihm die unmittelbare Verbindung mit der Natur fehle. Jörns wundert sich über diesen Befund, da die Naturgläubigen zu 90 Prozent aus städtischen Bezirken kommen. Daher geht es hier nicht um die empirische Natur, weder in der unmittelbaren Anschauung noch als Gegenstand der Naturwissenschaft, sondern um ein anderes Verständnis von Natur, um einen anderen Naturbegriff, der nur als ontologischer die geschilderte religiöse Funktion erfüllen kann.

Ontologie: das Sein selbst ist aktiv

Es sind vornehmlich zwei religionspsychologische Ansätze, in denen die Natur ontologisch gedacht wird und eine den bewussten Akten des Ichs übergeordnete Rolle spielt: C.G. Jung

¹ Vgl. dazu meinen Beitrag über Freud und die Religion in: *Die Furche* Nr. 18, 4. Mai 2006, 22.

² Jörns, Klaus-Peter (1997), *Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen wirklich glauben*, München.

und seine Schule sowie die Humanistische Psychologie in ihren Varianten etwa bei Abraham Maslow, Carl Rogers oder Fritz Perls. Während Jung auf einen ontologischen Naturbegriff aristotelischer Prägung zurückgreift, bezieht sich die Humanistische Psychologie auf den neuzeitlichen Evolutionsbegriff und auf Philosophien wie den Neo-Vitalismus und den Holismus.

Der dort zentrale Naturbegriff unterscheidet sich vom naturwissenschaftlichen Verständnis dadurch, dass die Natur nicht als Objekt der Erforschung, sondern als initiative, selbsttätige Kraft gesehen wird, als eine dynamische Potenz, die sich unabhängig vom Bewusstsein oder auch gegen das Bewusstsein aktualisiert. Nicht das Ich – wie bei Freud – gilt als regulatives Prinzip aller im Menschen wirkenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, sondern die Natur, die aus eigener Kraft regelt, wenn man ihr nur ausreichend Raum dafür lässt. Der Rekurs auf diesen Naturbegriff hat die rationalistische und empirische Linie der Aufklärungskultur von Anfang an kritisch begleitet und lässt sich auch mit dem Schlagwort vom romantischen Protest kennzeichnen. Nicht zufällig nannte Jung sich selbst einen Romantiker.

Das kollektive Unbewusste

Was Jung auf der Suche nach Wegen, die die Natur selbst einschlägt³, als seine spezifische Entdeckung verbucht, ist das kollektive Unbewusste. Darunter versteht er eine „allgemeine seelische Grundlage überpersönlicher Natur“⁴, die einen „reinen Naturvorgang“ darstelle, der sich bewusstseinsunabhängig vollzieht, im Selbst zentriert und in Archetypen gegliedert ist. Jung versteht Natur nicht in einem naturwissenschaftlichen Sinne, weshalb er auch die seelischen Faktoren „eine autonome Wirklichkeit rätselhaften Charakters“ nennt, die „von physico-chemischen Vorgängen wesensverschieden“ sind. Zuweilen bedient sich Jung ausdrücklich einer ontologischen Begrifflichkeit, wenn er schreibt, das kollektive Unbewusste „besteht aus präexistenten Formen“, und der Archetypus „nichts anderes ist als eine ‚facultas praeformandi‘“. Im Zusammenhang mit dem Archetypus der Anima heißt es, hier würden wir „das Reich der Götter“ betreten, „beziehungsweise das Gebiet, welches sich die Metaphysik reserviert hat“. Zwar kann Jung sagen: „Das allerletzte denkbare pricipium ist Gott“, aber es ist evident, dass dieser „Gott“ nichts mit dem persönlichen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu tun hat.

Das Problem mit der Ethik

Ähnlich wie Jung dem psychischen Leben attestiert, „ohne die konventionelle Moral oft viel besser auszukommen und gesünder zu bleiben“⁵, weil er annimmt, dass in allem Chaos Kosmos und in aller Unordnung geheime Ordnung herrscht, will auch Abraham Maslow (1908–1970) unter Rekurs auf einen ontologischen Naturbegriff von Gut und Böse nichts wissen. Die innere Natur des Menschen gehe vielmehr dem „Guten und Bösen voran“, denn es komme bei allen Lebewesen darauf an, dass sie sich ihrem natürlichen Wesen entsprechend entfalten können: „Ein guter Mensch (oder ein Tiger oder ein Apfelbaum) ist gut in dem Ausmaß, in dem er den Begriff ‚menschliches Wesen‘ (oder Tiger oder Apfelbaum) erfüllt.“⁶ Deshalb bedarf es der Förderung des inneren Wachstums, wie der Gärtner das Wachsen eines Rosenstrauchs fördert.

Dieser Prozess der Selbstaktualisierung kann bis zum Höchsten fortschreiten, zur religiösen Gipfelerfahrung, die Maslow als Ruhen im Zustand des Seins und als göttlich beschreibt: „Auf dieser Ebene habe ich den Menschen gottähnlich genannt, weil die meisten Götter angeblich keine Bedürfnisse, Entbehrungen oder Nöte gekannt, keine Mängel gelitten haben, in allen Dingen befriedigt waren.“ Daraus entwickelt Maslow umfassende Zukunftsvisionen einer erlösten Menschheit, wohin seine ausdrücklich „Ontopsychologie“ genannte Richtung führen will.

Die Selbstaktualisierungstendenz bleibt ein grundlegendes Motiv auch im Konzept von Carl R. Rogers (1902–1997). Er spricht selten von Natur, meist von Organismus, wenn er etwa sagt, „dass der personenzentrierte Ansatz auf einem grundlegenden Vertrauen zum Menschen und allen Organismen basiert“⁷. Das würde nahe legen, diesen Begriff biologisch zu verstehen; wenn man aber den Kontext betrachtet, fällt auch hier das ontologische Konzept ins Auge. So geht Rogers von der formativen Tendenz im Universum als Ganzem aus und sieht darin auch ein religiöses Moment, das er eine spirituelle, mystische Dimension nennt: „Unsere Erlebnisse in der Therapie und in Gruppen, soviel ist klar, berühren Transzendentes, Unbeschreibliches, Spirituelles. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass ich ebenso wie viele andere bisher die Bedeutung dieser mystischen, spirituellen Dimension unterschätzt habe.“

Wie schon Jung und Maslow bindet Rogers die ethische Differenz von Gut und Böse in die

■ Es ist evident, dass Jungs Gott nichts mit dem persönlichen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu tun hat.

3 Jung, Carl G., *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewussten* (1928), in: *TB, Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewussten*, 15, 116; *TB = Jung, Carl G. (1990–1991), Taschenbuchausgabe in elf Bänden*, Jung, Lorenz, Hg., München.

4 Jung, Carl G., *TB: Archetypen*, 7, 30, 61, 45, 79.

5 Jung, Carl G. (1959 [1974/1991]), *Gut und Böse in der analytischen Psychologie*, in: *GW 10*, Olten, 499.

6 Maslow, Abraham (1994 [1968]), *Psychologie des Seins*, Frankfurt/Main, 172, 193, 211, 213.

7 Carl Rogers (1980), *Der neue Mensch*, Stuttgart, 69, 66.

■ **Die der Aufklärungskultur eingeschriebene Fortschrittsidee erzeugt ein permanentes schlechtes Gewissen.**

ontologische ein: Gut sei, was sich entfaltet, schlecht, was daran gehindert werde. Indem sich der Mensch vom Evolutionsstrom, somit durch die „unbewusste Wahl der Daseinsform“ leiten lasse, könne er in seinen Entscheidungen nicht fehl gehen.

Entlastung von der Aufklärung

Die Einstellung der von Klaus-Peter Jörns entdeckten Naturgläubigen entspricht in vielem den Konzepten der Ontopsychologie, in denen ein bestimmtes Naturverständnis als religiös gewertet wird. Angesichts der Attraktion, die solche Konzepte nach wie vor ausüben, stellt sich die Frage: Welchen Gewinn haben Menschen davon? Inwieweit hilft es ihnen, mit ihrem Leben möglicherweise besser zurecht zu kommen?

Eine Antwort kann in der Reaktion auf eine Kultur gesehen werden, die den Menschen für alles verantwortlich macht: für die eigene gelungene Biographie bis hin zum gesamten Weltgeschehen. Die der Aufklärungskultur eingeschriebene Fortschrittsidee entfesselt einen unermüdlichen Aktionismus, der nie zu einem vollendeten Ziel kommt, schon gar nicht in der kurzen Spanne eines individuellen Lebens, und erzeugt ein permanentes schlechtes Gewissen, Resignation oder heillose Überforderung. Der Rückzug auf die Selbsttätigkeit der Natur, die von selbst der Vollendung zustrebt, steht im Dienste der Entlastung.

Solche Gegenreaktionen fallen freilich häufig ins andere Extrem. Im ontologischen Sinne gedacht, beziehen sich Gut und Böse auf die natürliche Entwicklung des Individuums und dessen vollkommene oder unvollkommene Selbstentfaltung. Die ethische Dimension ist dagegen an die verantwortete Freiheit und die bewusste Motivation des Subjekts gebunden und resultiert aus der Frage nach dem richtigen Handeln. Die Ontopsychologie integriert die ethische Differenz jedoch in die ontologische und nimmt der ethischen damit ihre eigenständige Bedeutung. Die Natur als selbstreferentielles System regelt dann auch die Ethik. Von den Prinzipien der Natur her gedacht, stellt sich das Moralproblem tatsächlich nicht, denn zum ökologischen Gleichgewicht gehört zum Beispiel auch Fressen und Gefressenwerden, was aber wohl nicht die Maxime menschlichen Handelns sein kann. Wird von der Eigendynamik der Natur alles erwartet, dann wird sie auch für den Menschen und seine Geschichte zur einzigen Quelle von Heil und Unheil. Subjektsein und verantwortete Freiheit bleiben als Marginalie zurück, und die Geschichte erscheint

dann wie bei Jung als Tummelplatz archetypischer Umtriebe, weshalb er im Nationalsozialismus den Wotan-Archetypus am Werk sah.⁸

Die Krise des persönlichen Gottes

Ontologische Konzepte faszinieren auch deshalb, weil sie ein großes Zutrauen in die Lebens- und Vitalkraft setzen, auch in die Potentiale jedes einzelnen Menschen, von denen erfahrungsgemäß viele auf der Strecke eines einschränkenden Lebens bleiben. Dass rigide Moralvorschriften und religiöse Lehren, die der Vernunft nicht einsichtig gemacht werden, an der Entfaltung hindern können, haben viele erlebt. Der Natur zu vertrauen, scheint ein Ausweg aus der ungelösten Alternative zwischen Moralisierung von Religion und einem Gott als ein außer der Welt hockendes Wesen, das nichts gegen die Leiden der Menschheit vermag. Wo etwas „Äußeres“ zwingende Ansprüche zu stellen scheint, ein Moralkodex oder eine Dogmatik, entziehen sich die Naturgläubigen durch Rekurs auf die Innenwelt und gewinnen dadurch eine Haltung der Gelassenheit. Das sorgt für ihre Attraktivität: Sie sehen die Grenzen ihrer Verantwortlichkeit und üben Autonomiekritik aus der Erfahrung der Ambivalenzen des Fortschritts und der eigenen Ohnmacht angesichts der Unüberschaubarkeit der Weltprobleme. Weder Gott noch der Mensch sind für sie die Akteure, von denen Fortschritt und „Heil“ erwartet werden, sondern die Natur ist Akteurin durch eine ihr innewohnende dynamische Kraft, die zur Erfüllung drängt.

Psychologie und Religion – in den ontologischen Konzepten verschmelzen beide dadurch, dass die Natur, um die sich alles dreht, einen göttlichen und heiligen Charakter erhält. Es kann nun nicht darum gehen, die Naturgläubigen einfach zu verdammen, denn sie machen auf Defizite und Einseitigkeiten aufmerksam, die sich in den monotheistischen Traditionen festgesetzt haben. Ihre eigenen Defizite und Einseitigkeiten werden dann deutlich, wenn man sich der Frage stellt, welches Menschenbild aufgrund der Erfahrung mit sich selbst realistischer und plausibler ist: der Mensch in der Spannung zwischen Animalität und Erkennen, der lernen muss, damit umzugehen, und dabei mit einem verborgenen Gott ringt; oder: der Mensch, der in Harmonie mit der Natur wächst und reift und damit auch seine religiöse Natur erfüllt. Der Bruch zwischen Freud und Jung wird weiter bestehen, unabhängig davon, dass beide auf je ihre Weise religionskritisch waren und mit dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nichts anfangen konnten.

8 Jung, Carl G. (1936 [1974/1991]), *Wotan*, in: *GW 10, Olten*; Jung, Carl G. (1945), *Nach der Katastrophe*, in: *GW 10*.